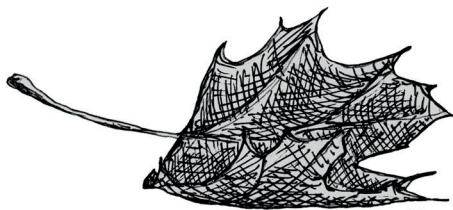


Uwe Stöß



HERBSTHÄNDE

**VERLAG für
Freunde LEIPZIG**

Kaffee to go

„Bless! Aufstehen! Packen! – Entlassung in zwei Stunden!“ dröhnte der Beamte, und heute ließ er die Tür offen.

Vier Jahre hatte der Strafgefangene Bless auf diesen Augenblick gewartet. Vier Jahre waren vorbei, entgegen all seinen Befürchtungen waren sie tatsächlich vergangen. Von Entlassungseuphorie keine Spur. Sechsmal wurde er bereits entlassen. Gute Vorsätze allein änderten nichts am Leben.

Das Bett knarrte, als er sich auf die Seite drehte. Er blickte zur Wand, die seine Vertraute geworden war. Er kannte sie genau, die Wand, ihre stummen Fragen und ihre stummen Antworten, als sei sie nachdenklich in ihrer Stummheit. Er starrte auf die Seitenwand des Kleiderschranks: Ein erhängtes Strichmännchen mit überdimensionaler Polizeimütze, drei Hakenkreuze und eine Art Vagina mit Zähnen, die einen langen Penis verschlingt. Über Bless schnarchte Horst Bergdörfer, ein Wortführer der Neo-Nazis, ein Parteigenosse, einer, der glänzende Augen bekam, wenn ihn seine Kameraden Eichmann riefen. Bless hatte kaum Kontakt zu irgendwelchen Mitgefangenen, er wollte einfach seine Ruhe, zum Absitzen brauchte er Ruhe, doch dem Parteigenossen Eichmann hätte er gern ein Hakenkreuz in den Arsch geritzt – Platz genug wäre gewesen, auch für noch mehr deutsche Geschichte.

An der Matratze über Bless hing sein „Mondzauberstein“. Vor zwanzig Jahren hatte ihm seine Tochter diesen Stein geschenkt, an irgendeinem Strand, der so weit weg war wie sie selbst. „Du musst ihn ganz fest in der Hand halten, Papa, dann bleiben wir immer zusammen, du und Mama und ich!“ Ein halbes Jahr später trennte sich Karola von ihm. Seitdem zerrte er diesen Stein durch sein dreckiges Leben, ohne Lisas Worte je vergessen zu wollen. Mittlerweile war in seinen Gedanken nur noch ein vierjähriges Mädchen mit diesem Stein in der Hand, aber ohne Gesicht.

Das Bett ihm gegenüber war verlassen, es war unbezogen und fleckig, verströmte seit vier Jahren einen gleichbleibend beißenden Uringerruch, weil sich Mobis, der Mörder, regelmäßig einpisste.

Bless stand auf, nahm sein Handtuch und ging in den Waschraum. Vom Waschbeckenrand streckte ihm eine Kakerlake ihre Fühler entgegen. Jeden Morgen roch es hier so penetrant nach Scheiße, dass er hätte kotzen mögen. Die Tür der Toilettenkabine war einen spaltbreit geöffnet und dahinter stand Elmar Mobis. Er drückte mit der rechten Hand ein Pornoheft gegen die Kacheln und holte sich mit der linken einen runter.

Bless gab der Tür einen heftigen Tritt. Mobis wurde durch die Wucht in die Ecke geschleudert, neben Lizzy, die fast borstenlose Klobürste. Manchmal passierte es noch, dass Bless sich ekelte. Mobis blutete aus der Nase, er beugte sich übers Kloblecken, nahm ein Stück Scheiße in die Hand und schrie: „Willste Scheiße fressen?“

Aufs Waschbecken gestützt, sah Bless in den Spiegel. Das Zerrbild seines Gesichtes offenbarte ihm eine schmerzliche Wahrheit. Jedes Mal, unzählige Male aufs Neue, als hingen alle Spiegel der Welt in einem Knast, gerade immer in dem, in dem er hockte, er und die Zeit. – Von der Zeit hatte der Richter gesprochen, und dass Bless sie nutzen solle. „Die

Zeit, die räume ich Ihnen gern ein, Angeklagter!“, hatte der Richter gelächelt.

Bless ließ das Waschen bleiben. Er ging zurück in seine Zelle und zog die Fetzen über, in denen er verhaftet worden war, er schlüpfte in die Vergangenheit – schließlich war sie alles, was er hatte. Er setzte sich. Zum Nachdenken über sich war er kaum gekommen, schließlich war er vierundzwanzig Stunden am Tag damit beschäftigt, einen Psychopathen im Auge zu behalten und nicht in Versuchung zu kommen, über Bergdörfers Reden nachzugrübeln. Manchmal konnte er gar nicht anders, als darüber nachzudenken. Die Zelle war eng und jeden Tag zum Bersten gefüllt mit denen, die Bergdörfer an den Lippen hingen, mit den Alleingelassenen, deren Hass nach einem Namen verlangte und die glaubten, endlich akzeptiert zu sein, von einer Gemeinschaft, von irgendeiner Gemeinschaft. Es waren Bergdörfers Hasstiraden, die Bless darüber nachdenken ließen, warum der marokkanische Drogendealer, der vorige Woche entlassen wurde, mit Designerklamotten hier raus spaziert und in einen Jaguar gestiegen war. Bless wurde in vier Jahren dreimal zum Sozialarbeiter bestellt, und der fragte jedes Mal ihn!, wie es nach der Entlassung weitergehen solle! Er hatte Bless einen Platz im Obdachlosenheim in Aussicht gestellt, von 20.00 Uhr bis 6.00 Uhr. „Das ist doch gar nicht so schlecht!“, sagte er und tätschelte Bless die Schulter. „Eine Villa kann ich Ihnen nicht bieten! Sie müssen sich erst einmal integrieren!“

„Im Obdachlosenheim?“, fragte Bless, schlug die Hand von seiner Schulter und ging in die Zelle zurück.

„Sie müssen sich an die Regeln halten, denn ...“, hatte der Vollzugsinspektor seine jährliche Rede begonnen, und einmal pro Jahr verließ Bless dessen Büro, noch ehe er diesen Satz zu Ende bringen konnte.

„Heil Hitler! Entlassung, Kamerad?“, rief plötzlich Bergdörfer von seinem Bett herunter. „Was machst du draußen,

ohne Arbeit, ohne Geld, ohne Bude, in einem Staat, der sich nur für Juden und Schwuchteln interessiert?“

Bless erhob sich und nahm den Schuhkarton mit seinen Habseligkeiten, und Lisas Mondzauberstein, um Geschirr und Bettwäsche würde sich Hausarbeiter Pomsky kümmern, der Einzige übrigens, mit dem Bless länger gesprochen hatte. Bless hörte Bergdörfer nicht, genauso, wie er den Vollzugsinspektor nicht gehört und den Sozialarbeiter sitzen gelassen hatte. „Es wird Zeit“, dachte er und schaute sich um, nicht wissend, wo er die nächste Nacht verbringen würde, und plötzlich hörte er Mobis in der Toilette schreien: „Die kleine Schlampe schreit beim Ficken immer so schön!“

Bergdörfer sprang vom Bett, rannte Bless hinterher und hielt ihm ein Kärtchen unter die Nase. „Das ist unsere Parteizentrale in der Stadt“, sagte er, „falls du Unterkunft brauchst, und Geld, und vielleicht gibt’s ja Arbeit! Wir brauchen immer Leute, um solches Pack“ – er reckte sein Kinn Richtung Waschraum, „aus unserem Volkskörper zu selektieren!“

Bless schlurftete mit seinem Bündel zu Pomsky. Eine Stunde noch, dann war er frei und Teil des Volkskörpers. Mit Pomsky hatte er kannenweise Kaffee getrunken und geredet. Bless würde ihn vermissen, diesen Verbrecher, der ihm besser zugehört hatte als die eigene Mutter. Vier heilige Abende hatten sie zusammengehockt, auf die Flämmchen der geschmuggelten Kerzen gestarrt und an dem Stollen gewürgt. Pomsky hatte von seinen Banküberfällen geschwärmt, von den Weibern und davon, dass die Bullen damals noch eine echte Herausforderung gewesen waren.

„Kaffee?“, fragte er, und dann saßen sie am Tisch und schwiegen. An den Gitterstäben des Fensters kratzten die Krallen des Januars – frostig und stur. Pomsky drehte seine Kippe zu Ende und fragte: „Hast du einen Plan?“

„Pläne sind theoretisch, Pomsky! Ich weiß gar nix! Es läuft immer gleich ab!“

„Natürlich läuft es immer gleich ab, aber man wird mindestens so oft entlassen wie eingesperrt! Es sind immer die anderen, die es schaffen, Bless! Du kommst wieder, glaub mir!“

Ein halbe Stunde später trottete Bless durch die Sicherheitsschleuse. Es lohnte sich nicht, tief einzusatmen. Freiheit ist schlechte Luft, wenn einer wie Bless sie atmete. Zuerst musste er zum Sozialamt. Er brauchte Geld. Zwanzig Euro hatte man ihm mitgegeben. Das würde für drei Übernachtungen im Obdachlosenheim reichen, aber dann hatte er immer noch nichts zu beißen. In den viel zu großen Schuhen, die Pomsky aus der Effekten-Kammer besorgt hatte, konnte er kaum laufen. Es begann zu schneien. Am Wartehäuschen der Bushaltestelle lehnten zwei Jugendliche. Bless setzte sich auf die Bank. Seinen Schuhkarton stellte er neben sich. Einer kam auf ihn zu, schob seine Mütze aus dem Gesicht, wedelte mit einer Bierflasche: „Haste mal ’ne Kippe, du Penner?“

Bless nahm den Karton, schob ihn unter die Bank. Er ignorierte den Kerl. Ein zweiter torkelte ums Eck und rief: „He, du Schwuchtel, bist wohl schwerhörig?“

„Der Bus“, ging es Bless durch den Kopf, „der Scheißbus, noch sieben Minuten!“

„Brauchst du was aufs Maul!“, lallte der erste Jugendliche und taumelte gegen die Bank.

„Fünf Minuten“, dachte Bless, „fünf Minuten – einsteigen und weg!“

„Hast du Dreck in den Ohren?“ Der Wortführer ließ demonstrativ seine Mütze fallen, bückte sich, öffnete den Karton, und unvermittelt hielt dieser fremde Kerl Lisas Mondzauberstein in seiner Hand. In Bless setzte sich etwas in Gang, das ihn gelassen machte, eine Gewohnheit in solchen Situationen, tausend Mal erlebt, tausend Mal der Anfang vom Ende. Er hoffte, den Bus zu sehen, doch der Horizont blieb leer. Stattdessen sah er den Jugendlichen, wie er

sich den Mondzauberstein umhängte, und in einem jähen Schmerz sah er das Gesicht seiner Tochter vor sich. Ein weißer Fleck füllte sich mit Lisas Blick, mit diesem Blick, der auf Bless lag wie ein Fluch: „Du musst ihn ganz fest in der Hand halten, Papa, dann bleiben wir immer zusammen, du und Mama und ich!“ Seit Jahren sprach seine Tochter diesen Satz. Sie sah ihn mit den Augen an, deren Farbe er vergessen hatte, und manchmal, wenn er schlief, saß sie an seinem Bett, an irgendeinem Bett, irgendwo, und sie flüsterte diesen Satz, bis er alles von sich strampelte und davonrannte. Bless gab einen Schrei von sich, schnellte von der Bank, entriss dem Dieb seinen Mondzauberstein und trat ihm so in die Genitalien, dass er dachte, sein Mittelfuß wäre gebrochen. Der Kerl fasste sich zwischen die Beine und krümmte den Oberkörper. Bless nahm den Kopf und drosch ihn auf die Latten der Bank. Irgendjemand rannte davon. Bless sah mit einem Mal seine Tochter, von Mobis und Bergdörfer gezerrt, in einem Nebel verschwinden. Er schrie ein zweites Mal, holte mit der Rechten soweit er konnte aus und schlug dem zweiten Jugendlichen ins Gesicht. Vier Jahre und ein ganzes Leben lagen in diesem Schlag, mit dem er seinem Gegenüber den Kiefer zertrümmerte.

Die Polizei stoppte reifenquietschend. Bless saß auf der Bank und legte den Mondzauberstein zurück in seinen Karton, die Beamten zerrten ihn von der Bank – und am späten Nachmittag, zur Kaffeezeit, klopfte sich Hausarbeiter Poms-ky lachend auf die Schenkel, stellte Tassen auf den Tisch und sagte: „Es sind immer die anderen, die es schaffen!“